

Unverkäufliche Leseprobe



Joachim Ehlers
Die Ritter
Geschichte und Kultur

123 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-50892-9

2. Grundlagen: Krieg und Gewalt, Herrschaft und Dienst

Die hochmittelalterliche Form des Rittertums ist aus dem Zusammenwirken mehrerer Antriebskräfte entstanden, deren jeweilige Bedeutung für diesen Prozeß allerdings im einzelnen umstritten ist. Einigkeit besteht darüber, daß die Ritterschaft aus dem Kriegertum hervorgegangen ist und bis an ihr Ende unauflöslich mit dem Kampf zu Pferd verbunden blieb. Ohne die entsprechenden körperlichen und mentalen Fähigkeiten konnte deshalb niemand auf Dauer ritterlich leben; kein moderner Betrachter wird das Verhalten dieser Menschen und damit sie selbst begreifen, der die Gewalt, den Kampf und den Krieg zugunsten anderer Aspekte ihrer Kulturgeschichte vernachlässigt. Viele Eigenschaften des mittelalterlichen Ritters lassen sich zudem auf das Kriegs- und Gefolgschaftswesen vorchristlicher Epochen zurückführen: Die bis zum Rechtsanspruch gesteigerte Erwartung des Mannes auf freigebige Belohnung seiner Tapferkeit und Treue durch den Herrn schildert schon das altenglische Epos vom Helden Beowulf, und die für jede ritterliche Ethik charakteristische Mischung christlicher und weltlicher Tugenden findet sich in karolingerzeitlichen Dichtungen wie dem Heliand oder der altsächsischen Genesis, die im Zusammenhang mit der Sachsenmission entstanden sind. Wenn sich Bischof Gunther von Bamberg († 1065) trotz heftiger Kritik aus den Reihen seines Klerus Heldensagen vortragen ließ, so aktualisierte er den fließenden Übergang zwischen zwei ethisch-moralischen Systemen. Diese Doppelpoligkeit und Ambivalenz eines Lebens zwischen christlichem Gebot und irdischem Ehrgeiz sind beständige Grundzüge ritterlichen Selbstverständnisses geblieben, so daß der französische Heerführer Geoffroy de Charny, der 1356 in der Schlacht bei Poitiers als königlicher Fahnenträger gegen die Engländer gefallen ist, in seinem *Livre*

de chevalerie rhetorisch fragen durfte: «Was kann ein Ritter mehr verlangen, als was Judas Makkabäus, der Gottesstreiter, erreichte: Ruhm in dieser Welt und Erlösung im Jenseits?»

Zu den archaischen Bestandteilen der mittelalterlichen Welt und des Rittertums gehörten außer Tapferkeit und Treue, dem Streben nach Ruhm und Gewinn, auch die Burgen, die es seit Menschengedenken gegeben hat, als Fürstensitze und Herrschaftsmittelpunkte wie das Mykene Agamemnon, vor allem aber auch als Fluchtburgen für die umwohnende Bevölkerung. In dieser Form finden sich Burgen in Europa nördlich der Alpen seit prähistorischer Zeit; als sie nach der Wende zum 11. Jahrhundert ihre Gestalt und Funktion veränderten, war das ein Markstein in der Geschichte des Rittertums. Solche Fluchtburgen hatte man gebraucht, weil es keine Ordnung gab, die den Mächtigen klare Grenzen setzte, keinen öffentlichen Frieden von Staats wegen. Deshalb mußte Gewalt als Mittel gesellschaftlicher Auseinandersetzungen bis zu einem sehr weitgehenden Grad akzeptiert und dem Waffenträger ein Vorrang eingeräumt werden, so daß persönliche Freiheit und das Recht auf Bewaffnung eng zusammengehörten. Wer körperlich arbeitete, war entweder unfrei oder schwebte in der Gefahr, es zu werden; wer zu Fuß ging, galt weniger als der Reiter. Waffe und Pferd waren deshalb nicht nur Werkzeuge, sondern auch Statussymbole.

Die daraus entstehende Spannung verstärkte sich noch, als die Bauernkrieger des nachantiken, von den Landnahmen der Wanderzeit geprägten Europa immer mehr unter den Einfluß der adligen Grundherren gerieten, denen im Heer der Könige die entscheidende Rolle zugefallen war. Der Abstand zwischen dem Adel und den einfachen bäuerlichen Freien wurde allmählich größer, obwohl beide Gruppen keineswegs homogen waren, sondern sich nach dem Umfang des Besitzes gliederten, so daß es unscharfe Randzonen geben konnte, in denen der Schritt vom «reichen» Bauern zum «armen» Adligen nicht sehr groß war. Eines aber hatten sie alle noch gemeinsam: Als freie Männer trugen sie Waffen und waren Krieger.

Dabei ist es im wesentlichen so lange geblieben, bis die Ex-

pansion des Frankenreiches zum karolingischen Großreich seit der Mitte des 8. Jahrhunderts immer weiträumigere Bewegungen der Heere verlangte. Die mit den Eroberungen wachsenden Entfernungen zwischen den Siedlungsgebieten der bäuerlichen Krieger und den Kriegsschauplätzen an der Peripherie waren von Fußtruppen nicht mehr schnell genug zu überwinden, zumal das römische Straßennetz in Gallien mittlerweile verfallen war und östlich des Rheins niemals ausgebaute Straßen vorhanden gewesen waren; ohne solche Verkehrswege aber können größere Einheiten von Fußtruppen kaum über weite Strecken verlegt werden. Im übrigen gingen die verlängerten Zeiten der Abwesenheit immer spürbarer zu Lasten der bäuerlichen Landwirtschaft, so daß Karl der Große die im Krieg geforderten Leistungen für die Masse der kleinen Bauern herabsetzte, eben deshalb aber von den größeren Grundbesitzern und den adligen Herren um so mehr verlangen mußte.

Unter dem Druck dieser Verhältnisse verlagerte sich der Schwerpunkt des fränkischen Heeres ziemlich rasch von der Fußtruppe zur Reiterei, und dieser Wandel der Wehrverfassung hatte Veränderungen im Aufbau der Gesellschaft zur Folge. Einerseits nämlich konnten die Bauern eine den neuen Bedingungen genügende Ausrüstung nicht bezahlen, andererseits reichte die Menge der Vermögenden und Adligen bei weitem nicht aus, um größere Reiterheere aufzustellen. Deshalb mußten viele einfache freie, kriegstaugliche Leute mit Dienstgütern und Arbeitskräften ausgestattet werden, damit sie selbst für den Krieg abkömmlich waren, ihre eigenen Pferde, schweren Rüstungen und Waffen bereithalten konnten und genügend Zeit für das Einüben der militärischen Techniken hatten. Berufskrieger wurden sie dadurch zwar noch nicht, denn es gab für sie weitere Pflichten in Wirtschaft und Verwaltung, aber ein gewisses und teilweise recht weitgehendes Maß an Professionalität erreichten sie durchaus, vor allem dann, wenn sie sich in einer Folge von Feldzügen bewährt hatten.

Die sozialen Folgen solch neuartiger Professionalisierung einer großen Gruppe dienstleistender Reiterkrieger waren erheblich. Sogar dann, wenn sie selbst oder ihre Väter aus der bäuer-

lichen Bevölkerung gekommen waren, hoben sich die Panzerreiter im Laufe der Zeit deutlich von den im alten Status verbliebenen Bauern ab und näherten sich den edelfreien Vasallen, denn weil sie durch ihre Dienstgüter von körperlicher Arbeit und den zwanghaften Bindungen an Scholle und Jahreszeit weitgehend frei waren, hatten sie die Mittel für anspruchsvollen und durch Anteil an der Beute oder Verleihung von Ämtern im eroberten Gebiet attraktiven Kriegsdienst in einem expandierenden Großreich. Besonders zur Zeit Karls des Großen (768–814) setzte die nur selten unterbrochene Folge jährlicher Feldzüge Maßstäbe für die gesellschaftliche Hierarchie: Nur wer selbst Grundherr war oder ein Dienstgut erhalten hatte, konnte mithalten und Pferde, Panzer, Waffen zahlen, für den Reiterkampf trainieren und jederzeit dem Ruf des Königs zum Einsatz folgen. Wer dazu nicht in der Lage war, sank aus der Freischiicht ab in Knechtschaft und Unfreiheit.

Die Zahl der gepanzert und zu Pferde Kriegsdienst leistenden Vasallen wurde ständig größer, denn nicht nur der König brauchte sie, sondern jeder Grundherr wollte möglichst viele seiner Dienstleute so ausrüsten, damit er sich gegen adlige Konkurrenten behaupten und in den Fehden gegen sie bestehen konnte. Außerdem war er verpflichtet, dem Reichsheer ein Kontingent von Panzerreitern zuzuführen, dessen Größe und Kampfkraft seinem Rang entsprechen mußte. Die Größe des jeweiligen Vasallenverbandes war demnach nicht nur eine Prestigefrage, sondern auch von erheblicher politischer Relevanz.

Im Reichsheer trafen die einfachen Reiterkrieger auf Angehörige des fränkischen Adels und auf hohe Amtsträger wie Grafen, Markgrafen und Herzöge; sie alle waren jetzt Kämpfer (*militēs*) mit dem gemeinsamen Merkmal der Kriegstauglichkeit und der in sie gesetzten Erwartung auf Bewährung im Einsatz. Wie weit in dieser Kriegergemeinschaft gesellschaftliche Unterschiede mindestens zeitweise durch geschickten Waffengebrauch, Todesverachtung, Belastbarkeit, Führungsqualität oder Solidarität überdeckt wurden, ist schwer zu sagen. Erwiesene militärische Qualifikation war gewiß kein Nachteil; ob und inwieweit sie ein probates Mittel zum gesellschaftlichen Aufstieg war, bleibt für

diese frühe Zeit unsicher. Immerhin aber traten im 9. Jahrhundert die Bezeichnungen *miles* (Krieger), *vasallus* (Lehnsmann) und *caballarius* (Reiterkrieger) in ein neues Verhältnis zueinander: Sie wurden zwar nicht bedeutungsgleich, doch näherten sie sich sinngemäß einander an. Von hier aus lassen sich Chancen erschließen, die der untersten Vasallengruppe dadurch geboten wurden, daß ihr Dienst nicht mehr die körperliche Feldarbeit des Bauern war, sondern der Reiterdienst im Krieg, derselbe Dienst, den auch die großen Herren leisteten. Vasallität und Kriegsdienst dürfen demnach als wichtigste Ausgangspunkte für die Entstehung des Rittertums angesehen werden.

Die im Krieg enger gewordene Beziehung zwischen einfachen Reiterkriegern und dem kämpfenden Adel gehört noch in anderer Hinsicht zur frühen Geschichte des Rittertums. Sie führte nämlich zur Verbindung von Dienst und Herrschaft, und mit diesem Kontakt bereitete sich die später einsetzende Wandlung des «Reiters» zum «Ritter» dadurch vor, daß Elemente der Herrenethik über die Brücke des gemeinsamen Kriegsdienstes an die breite Masse der Vasallen herangetragen oder ihnen zumindest doch bekanntgemacht wurden. Zu jeder legitimen Herrschaft gehörte eine Schutzverpflichtung gegenüber den Beherrschten; meist bezog sie sich auf den engeren Kreis der eigenen Leute, im Klerus jedoch hatte es schon immer Stimmen gegeben, die das verallgemeinerten. Sie verlangten vom Starken, daß er die Schwachen grundsätzlich vor Schaden zu bewahren hätte, um sich damit als Inhaber gerechter Herrschaft auszuweisen; schwach und deshalb schutzbedürftig waren auch der Klerus und die Kirchen, alle Witwen und Waisen.